N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

19. Stillstand? Der erste Brand.

Während unter den Engländern die Arbeit Hebichs einen so segensreichen Erfolg hatte, wie kaum je zuvor, müssen wir uns doch fragen, ob darüber die wichtigere Seite seines Berufs, die Erbauung und Ausbreitung der eingebornen Kirche, nicht etwas gelitten habe. Ist es schon überhaupt unmöglich, zwei so verschiedene Geschäftszweige mit gleichem Eifer zu betreiben, so kommt hiebei noch ein Doppeltes in Betracht: einmal die Eigenart unseres Missionars, Alles was er unternahm, mit ungetheilten Kräften bis zu einem vorläufigen Abschluß durchzuführen, und, wenigstens wenn er zu Hause ist, Alles womöglich selbst zu thun; sodann die passive, zuwartende Gemüthsverfassung des verschlossenen, träumenden Hindu, den man immer aufsuchen, dem man geduldig nachgehen muß, in den man kaum je anders als durch mancherlei Vorhöfe eindringen kann, — gegenüber der offenen, freien, aufdringlichen Weise des Europäers. Diesem sich zu entziehen, wenn er hereinlief und sagte: „Ich habe etwas auf dem Herzen, Sie müssen mir rathen," war für Hebich geradezu unmöglich, außer es wäre zur anderen Thüre ein Schwarzer hereingetreten und hätte gefragt: Was muß ich thun, um selig zu werden? In diesem Falle hätte er ohne Anstand dem Weißen gesagt: Warte bis ich mit diesem fertig bin, er brauchts nöthiger und ich bin für ihn gesandt; und es kamen solche Fälle vor, aber natürlich nur ausnahmsweise. Im Ganzen steht doch fest, daß neben all dem Erwecklichen und Anregenden, welches der Zuwachs an bußfertigen und wahrhaft glaubigen Europäern auch für die eingeborene Gemeinde hatte, ihre Förderung und Hebung nicht gleichen Schritt hielt mit dem, was unter den Weißen geschah, vielmehr gerade jetzt bei ihr ein Stillstand sich bemerklich machte.

Auf dem Jahresfest, das am 5. Juli 1854 in Basel gefeiert

wurde, beschäftigte sich der Bericht eingehend mit dem Verlust, den die eingeborne Gemeinde von Kannanur währeud des Jahrs 1853 erlitten habe. Daß sie um 45 Seelen abgenommen, während sonst die meisten Stationen erfreulichen Zuwachs aufwiesen, schien einen Wetterschlag anzudeuten, der sie betroffen haben müsse, eine Demüthigung, die der Herr über sie verhängt habe, und forderte die Kommittee auf, in die Leitung der Arbeit in Kannanur stärker als bisher einzugreifen. Darüber nun, daß es am Fortschritt fehle und daß er ihn nicht machen könne, gab Hebich sich keiner Täuschung hin; für seine Person aber war er des Auftrags gewiß, daß er das Eisen schmieden müsse, wo es gerade erwarme, ob unter Fernen oder Nahen, Weißen oder Schwarzen. Eine stetige Leitung der eingebornen Gemeinde einzuführen, blieb eine Aufgabe, der er mit seinen Kräften nicht gewachsen war.

War nun auch Hebich je und je geneigt, ihren Zustand, so lange keine groben Ausbrüche vorlagen, für befriedigender zu halten, als er war, über einen Zweig derselben konnte keine Täuschung obwalten. Von Andscharakandi muß er schon im Sommer 1853 berichten: „Hier scheint die erste Liebe weichen zu wollen, etliche sind gefallen und von den übrigen Heiden kommt keiner näher.“ Bald aber wird die Lage noch bedenklicher: die alten Sünden wachen mit Macht auf, daher er wieder und wieder Ausschließungen vornehmen mußte, und einmal von seinem Besuch sehr betrübt zurückkehrte, ohne, wie er im Sinne gehabt, das h. Abendmahl mit der Gemeinde gefeiert zu haben. Der Zimmt war um die Hälfte wohlfeiler geworden, daher eine Verringerung des Lohns eintrat; die höher bezahlten Arbeiter der Tijer-Kaste wurden theilweise entlassen und ihr Tagewerk den Puleier-Christen aufgeladen; klagten diese über solche Zumuthung, so wurde auch ihnen das Fortziehen von der Pflanzung freigestellt. Während nun ein Geist der Unzufriedenheit immer weiter um sich griff, und unter der anscheinenden Aussichtslosigkeit manche Christenseele, die einst hoffnungsvoll aufgelebt war, wieder erschlaffte, die Besseren aber sich in die schlimme Zeit zu schicken suchten, fanden etliche andere ihren zeitlichen Vortheil darin, daß sie ihrer Kapelle den Rücken kehrten, den Katechisten verlästerten und allerhand Heimlichkeiten der Gemeinde den mächtigen Feinden derselben zutrugen, während der greise Herr, dem die Leitung der kleinen Plantage angehörte, das Regiment mehr und mehr in jüngere Hände

gleiten ließ. „Da ist es gerade, wie wenn wilde Säue in ein wohlgeordnetes, gesegnetes Getreidefeld einbrechen."

Auch später will es sich kaum zu einer Besserung anlassen: „die Sichtung dauert fort, es ist kein Eifer da, alles sehr todt," während die gegenwirkende Partei sich immer mehr verstärkt und das große Wort führt. Wie wenig konnte auch der fortwährende Besuch der Kapelle besagen, wenn nun denen, die sich ihm entzogen, ein Schoppen Reis von ihrem Wochenlohn zurückbehalten wurde! Dennoch durfte man in Choleraseuchen sehen, daß der einfältige Glaube noch immer seine Kraft in Einzelnen behauptete, daß Junge und Alte, wenn ihr Stündlein kam, fröhlich sterben konnten, während im Ganzen immer mehr Christen als Heiden genasen. Ein alter heidnischer Säufer sah sich im Tode von allen seinen Angehörigen verlassen; da kamen dann die Christen und bedienten ihn bis zu seinem Ende.

Die herrschende Partei beharrte übrigens halsstarrig auf der Ansicht, daß die Taufe nicht vermöge, Puleier von ihrer angebornen Unreinigkeit zu waschen. Einmal kam es zu einer Klage vor dem nächsten Amt in Katirur, weil Christenkinder von Tijern geschlagen worden waren, denen sie sich zu nahe gewagt hatten. Da zeigte der Amtmann, obwohl selbst ein Heide, wie sehr er das Vorurtheil der höheren Kaste verachte, indem er nach dem Verhör, ohne sich erst zu baden, sein Frühstück zu sich nahm, darauf die Untersuchung fortsetzte und den Schlägern eine Strafe diktirte. Man verlas nun auch (Sept. 1854) in Andscharakandi endlich den Regierungsbefehl, daß die Sklaven unbehindert auf jeder Straße wandeln dürfen, was aber nur eine um so entschiedenere Opposition der Christenfeinde hervorrief. Diese ganze Sachlage lag natürlich um so schwerer auf Hebich, je weniger er hier kräftig einzugreifen vermochte. Er mußte sich darauf beschränken, die Störrigen auszuschließen und den noch Hörenden mit dem Wort der Geduld aufzuhelfen. —

Er hatte bis in den Januar 1854 „sich in einem solchen fortwährenden Gedränge von Arbeit durchzuschlagen, daß er kaum zu sich selbst kommen konnte." Dann predigte er wieder einmal „so ziemlich auf allen Bazars, Straßen und Parambus (Höfen) herum, beides vor und nach der Generalconferenz, zu welcher er sich nach Mangalur zu begeben hatte. „Wir haben diese Generalconferenz im Frieden und Segen gehalten," schreibt er sehr befriedigt nach seiner Rückkehr; „unsere Geschäfte fangen an geregelter zu gehen.

Was mir aber nicht wenig Sorge macht, besonders für Br. Diez, das sind die weitläufigen Geschäfte, die immer zeitraubender werden, wie das Amt des Generalcassiers, des Generalagenten ꝛc., indem er davon ziemlich hingenommen ist, obschon sie auch mir einen guten Theil von meiner seligen Arbeit wegnehmen, so daß ich in einer immerwährenden Mühle herumgedreht werde, was der eigenen Seele oft zu viel sein will. Nun, diese Arbeit muß gethan werden. Ob Sie aber dafür sorgen könnten, solche äußere Geschäfte mir abzunehmen und dafür eigens einen Mann, sage einen Laien, anzustellen, das lege ich Ihnen ernstiich ans Herz. Wenn mir ein solcher fähiger und vertrauensvoller Mann beigegeben würde, so könnte es noch auf meinen Namen gehen, bis auch das nicht mehr nöthig wäre." Dieser Wunsch wurde ihm gewährt; bereits trat ein tüchtiger Kaufmann, G. Pfleiderer, in den Missionsdienst ein, welcher (seit 1855) die Geldgeschäfte in so befriedigender Weise besorgte, daß Hebich sich sehr erleichtert fühlte. Bedauerten auch zuerst manche der Missionare diesen Wechsel („so wie du für die Brüder und das Ganze gesorgt hast, sorgt doch keiner"), in Kurzem leuchtete doch Allen ein, daß damit ein wahrer Fortschritt in äußeren Dingen erzielt war.

Es gieng nun wieder auf die Heidenfeste, wo Hebich die Zeit gekommen glaubte, für seine Bücher sich etwas zahlen zu lassen. Zwar erscholl nun erst das Hohngeschrei: der Padre ist Kaufmann geworden! und wenige wollten sich die Neuerung gefallen lassen, doch löste er im Ganzen etwa 20 Kreuzer; und unter den Abnehmern ergötzte ihn ein Brahmane, der schon seit Jahren christliche Bücher gelesen hatte und jetzt herzlich lachend eines mit den Worten kaufte: Ich weiß, daß meine Götter nur Stein sind.

Während Hebich (6—18. März 1854) mit allen Katechisten auf dem Taliparambu-Fest abwesend war, brach in Kannanur eine gefährliche Feuersbrunst aus. Ein besoffener Soldat zündete (9. März) seiner Frau Kleid an. Ehe man sichs versieht, steht das Dach in Flammen. Wie Diez und Gundert die Bambusparren knallen hörten und hinausschauten, erhob sich die Flamme schon über die nahestehenden Palmbäume. Man hatte gerade die Taglöhner zum jährlichen Umdecken der Häuser bei der Hand, und so konnte ein und anderes Dach durch Herunterreißen der Cocusblätter, woraus die äußere Decke besteht, gerettet werden; doch entzündeten fliegende Funken auch ziemlich entlegene Gebäude. Ein Wunder wars nur,

daß der ungeheure Strohhaufe, der Mundvorrath der Ochsen für die nächste Regenzeit, noch bewahrt blieb: die riesigen Blätter der Bananenstaude, die vor ihm stand, waren alle versengt, doch das Stroh entzündete sich nicht. Soldaten und Offiziere, alle eilten zur Hilfe herbei. So entgiengen die Hauptgebäude der Station dem Feuer, vier Nebengebäude verbrannten mit der Weberei und anderem Eigenthum. Draußen aber waren 18 Häuser in 20 Minuten zu Asche geworden.

Hebich schrieb auf die erste Nachricht nur: Gottlob daß es der Herr so gnädig gemacht hat! kam aber auf weiteres Drängen am 13. März herein, wie ungern auch er seine Festpredigt unterbrach. Der General drang so entschieden auf sofortige Herstellung von Ziegeldächern, daß Hebich schon des Geldes wegen in große Noth gerieth; es gelang ihm am Ende, die Bewilligung zu erhalten, für diese Regenzeit dürfen noch einmal leichte Nothdächer mit Blättern gebaut werden, um die Mauern vorerst gegen den Monsun zu schützen; im nächsten Jahre aber, das mußte er unterschreiben, mache er sich anheischig, solide Ziegeldächer zu bauen. Bei ihm herrschte jedoch der Dank vor — „welch ein Wunder, daß am Strohhaufen das Feuer stand!“

Seine Mitarbeiter konnten den Gedanken an die gerichtliche Seite dieses Ereignisses weniger zurückdrängen. Daran mahnte sie schon der herbe Verlust, den ein Tinneweli-Christ erlitten hatte, welcher bis zum August 1853, da seine Fleischessünden endlich ans Licht kamen, noch als Katechist figurirt hatte, während er im Grunde das Factotum Hebich's für alle äußeren Arbeiten geworden war. Zu diesen war er überaus anstellig, bereicherte aber dabei sich selbst in mancherlei Weise. Noch am Morgen des 9. März war ein Parsi Kaufmann gekommen, der gewöhnlich den Abendmahlswein lieferte und dafür regelmäßig bezahlt wurde. Nun erwies sich, daß der Exkatechist ihn nicht bezahlt, sondern das Geld mittlerweile umgetrieben hatte. Eben war dieser tüchtig bedroht worden, als das Feuer ausbrach und ihm die übel erworbene Habe sammt seinem Pferde verbrannte, während er nur die Geldkiste rettete. — Seitdem dieser Mann entlassen war, hatten sich Diez's äußere Geschäfte, Schreibereien und dergleichen so gemehrt, daß er wiederholt von Ungeduld gepeiniget war. Ihm lag es ob, die Leute alle auf eigenen Erwerb zu stellen, was viele neue Sorgen bereitete, theilweise einen treiberischen Geist in die Leitung der Station, einen weltlichen in

die Leute brachte und natürlich auch manchen Mißgriff in der früheren Schätzung der Einzelnen offenbarte. Murrten die Faulen über die wachsenden Zumuthungen, so regten sich nun bei den Betriebsamen stärkere Freiheitsgelüste.

Hebich bemerkt einmal: „da ich den l. Diez mit diesem Allerlei, Geldgeschäft, Weberei u. s. w. viel in Anspruch nehmen mußte, hat er mich schon heftig angepredigt, daß er noch gar nichts gethan habe in Sprache und Privatstudien, auch sonstigen Missionsarbeiten, so daß zu meiner Schwere auch noch seine Last kommt." So meinte auch Diez, er habe dies Gericht mitverschuldet; machte sich aber mit neuem Muth an die Herstellung des Niedergebrannten. Er führte statt der eingeäscherten indischen Webstühle gleich europäische ein, wie sie von Mangalur her zu haben waren; ja er betrieb nun auch mit etlichen Eingeborenen eine Bäckerei, richtete für andere eine Schmiede ein und öffnete einen Kramladen. Zur Unterhaltung dieser neuen Anfänge reichte ein Kirchenfonds die nöthigen Mittel. Am 22. Januar hatte Diez doch auch schon die erste Malayalam-Predigt gethan, und bei einem Besuch in Taliparambu (im Mai) versuchte er sich in der Straßenpredigt. —

Hebich aber rüstete sich nun zu einer neuen großen Reise: Missionar Bühler weilte gerade in Kannanur, um seine Gattin daselbst ärztlich berathen zu lassen, so konnte für die englischen Gottesdienste besser gesorgt werden. Den Alten selbst zog es mächtig in die Ferne. Er schreibt im April: „Die gentry in unserer Gemeinde sind jetzt Alle davon, außer Major Y., Dr. Foulis und Kapt. Boswell, und letzterer ist auch am Gehen." Die zuletzt abgegangenen im 39 N. J. besonders wollte er jetzt besuchen, wie er ihnen versprochen hatte; andere Einladungen reihten sich an, so daß sich diese Reise auf fast drei Monate ausdehnte (4. April—23. Juni 1854).

Nachdem er, sehr gefährdet durch einen plötzlichen Sturm („der hätte uns bald in die See begraben, da fehlte fast nichts mehr; dem Herrn sei Dank für seine Errettung!") in Calicut gelandet war, verichtete er erst in Malapuram und Palghat die gewohnten Dienste; er durfte an beiden Orten einige Engländer gewinnen, in Palghat auch vier Heiden taufen. Nach einer „schönen Tagesarbeit" in Coimbatur fand er erst in Kunnur und dann (1—14. Mai) in Ottacamand viel zu thun. Nicht nur predigte er jeden Abend

in einem geräumigen Auktionssaal, sondern besuchte die Leute in ihren Häusern vom frühen Morgen an bis in die Nacht.

An seinem Geburtstag z. B. geht er schon um 6 Uhr zu einem Hauptmann G., der sich einen so frühen Gast gefallen ließ; da findet er, daß er wirklich heute einen guten Tag habe. Er zeigt dem Offizier und seiner Gattin das Herzbuch, erklärt's, und merkt dabei, daß die noch nichts vom Gesetze wissen; das schärft er ihnen also möglichst blank. Zwischenhinein fragt er: Geben Sie auch etwas für des Herrn Werk? — Sehr wenig. — „Das müssen Sie thun, wenn Sie sich Segen die Fülle wünschen, Mal. 3, 10." — Ich will Ihnen was geben. — „O, dazu bin ich nicht hergekommen." — Frau, schreib ihm eine Bill! Wie heißen Sie? — So wird ihm ein Wechsel für 30 Rs. gegeben, worauf er mit ihnen betet und frühstückt. — Gehobenen Herzens geht er weiter zu einem Husarenoffizier, der immer nur lacht nnd durchaus kein Lügner sein will; wie derselbe aber endlich aus der Schrift überwiesen ist, drückt er dem ungestümen Boten herzlich die Hand. — An eines Obersten Haus konnte er nicht vorbeikommen; der hatte zwei Tage zuvor ihm entgegengerufen: Ich kann Ihre Glaubenssätze (tenets) durchaus nicht billigen! worauf Hebich freundlich erwiederte: Ich komme mit vieler Liebe zu Ihnen, und sich durchaus nicht verdrängen ließ. Wie es damals gegangen war, schildert er kurz also: „Wollen Sie also eintreten? — Ja, mein Herr. — Die Thüre öffnend, sagte der Hauswirth: Hier sind zwei Damen! und verschwindet. Die eine der Damen, welche malte, legt den Pinsel bei Seite und fragt lebhaft: Was ist denn das mit Ihren Glaubenssätzen, die der Oberst nicht billigen kann? — Mir scheint, es bezieht sich auf unser Zusammentreffen bei C. vor zwei Jahren, da fragte ich ihn: wie steht es auch mit Ihrer Seele? und im Nu lief er zornig davon. — O, ists nur das? lachte sie, worauf die Unterredung eine scherzhafte Wendung nahm und leider behielt; doch wurde ich zur Wiederholung des Besuchs eingeladen." — Heute trat also Hebich ein und traf vier Offiziere am Kartentisch. „Kann ich hereinkommen?" Aus dem innern Zimmer ruft die Malerin: Freilich, ja! Bitte, kommen Sie herein! und zu den Spielern sagt sie: Seid ihr doch schauerliche Leute! worauf die Karten weggelegt werden und der Oberst sich unsichtbar macht. Beide Damen setzen sich und wieder geht Alles lachend zu, bis Hebich sehr ernst fragt: Darf ich jetzt meinen Auf-

trag ausrichten? Die Offiziere wechseln ihre Stellung, gehen und kommen. Wie Hebich sich zu den Damen setzt und das Herzbuch erklärt, tritt einer heran, beschaut sich das Bild des Teufels und sagt: ich meinte, der Teufel sehe reizend aus, und nicht wie er hier steht! worauf er sich davon macht. Die eine Dame aber erzählte von einer Erscheinung, die sie und ihr Mann gesehen, mit Zittern gesehen, und wurde fast feierlich gestimmt. So brachte Hebich seine Botschaft an, der endlich alle stille zuhörten, bis die Dame ihren Brillantring abwischte und der hereingetretene Oberst anfieng: Sehen Sie, Hr. Hebich, welch eine eitle Frau das ist! Hebich: O das dauert nicht so fort; einmal wirft sie den Ring noch in irgend eine Missionsbüchse. — Da lachten die Junker: Haha, er hats auf den Ring abgesehen. — Die Dame seufzt: „Dazu bedürfte es freilich noch einer großen Veränderung!“ Andere bekennen: „was er gesagt hat, ist ganz wahr,“ und der Oberst schließt: „So, jetzt haben Sie uns alle richtig in der Hölle untergebracht, ausgenommen Ihre eigene Person.“ Mit dem tiefen Gefühl: Welch eine Welt! und stillem Gebet für die eine ringende Seele schied Hebich aus diesem Hause, um seine Runde zu vollenden.

In Ottacamand herrschte gerade die Cholera, die viele Leute sehr ernst stimmte. Hier sah Hebich zum letztenmal den eben von Kannanur zurückgekehrten Bühler, welchen die Seuche zwei Monate später wegraffte. Er kam dort einem begabten Manne besonders nahe, der sich beständig bemüht hatte, besser zu werden, und weil er sich das stetige Zurücksinken nicht verbergen konnte und wollte, an den Rand der Verzweiflung gerathen war. Dieser nahm sich Hebich's Botschaft so zu Herzen, daß er später einem wackern Geistlichen sagte: „Lernen Sie doch etwas von Hebich's Beispiel! Ich meine, Sie legen vor den Seelen viel zu weitläufige Laufgräben an; im Allgemeinen ist es doch gerathener, die Leute frisch aufzuschrecken und große Augen machen zu lassen.“

Wie wohl aber wards Hebich auf den french rocks oder Irodu (16—23. Mai) in seinem „eigenen Regiment“, welches sich noch immer eines steten Wachsthums erfreute. Im April war hier sein S. von der Cholera ergriffen worden. Auf den Tod krank, wollte er eben von den Brüdern Abschied nehmen, die um ihn, ihren Leiter, knieend beteten, als sich der Doctor erhob und sagte: du wirst nicht sterben, der Herr hat unser Gebet erhört. Und so geschahs; der

Eindruck, welchen der Vorgang auf die Näherstehenden machte, war groß. Wie bedauerte jetzt der endlich erweichte Major, sich Hebich's Dienst in Kannanur nicht besser zu Nutz gemacht zu haben! Ein katholischer Unteroffizier trat mit seiner Gattin öffentlich zur evangelischen Kirche über, zwei Baptistensöhne ließen sich taufen, und in der nahen Zuckerfabrik, die 20 eingeborne Christen und wohl 100 andere Arbeiter beschäftigte, öffnete sich für die Predigt ein weites Feld, an das Hebich bei seinem zweiten Verweilen auf den rocks (12—19. Juni) gleichfalls einige Arbeit wendete. Eines fehlte noch dieser Zweiggemeinde (von 48 Kommunikanten): ein zuverläßiger Katechist, der unter der Aufsicht des Leiters besonders die umwohnenden Heiden, wie die Armen und Geringen im Regiment, herbei zu locken und weiterzuführen geeignet wäre. Da nun Searle dem Klima der Küste kaum mehr gewachsen war, sich auch bereits im nahen Kurglande aufhielt, wurde er herbeschieden und den Brüdern im Regiment beigegeben, mit der Weisung, doch ja recht klein zu werden und sich alles hochtrabenden Schreibens zu enthalten. Derselbe war gerade etwas mißmuthig, berichtete z. B., wie man ihm da und dort einladende Stellen antrage, er aber solche Teufelsbriefe verbrannt habe, weil nicht gesonnen, Christi Dienst gegen Gold zu vertauschen; allein mit 15 Rs. des Monats zu leben vermöge er nicht, halte das vielmehr für Selbstmord. Er kam nun auf die french rocks und berichtete bald, wie er hier erst an seinem rechten Platze sei; denn Anno 1843 habe er auf dem Marsch nach Kannanur bereits auf diesem Hochlande gebetet: „O Gott, sende mich unter das Volk dieses Landes, deinen Namen zu verkündigen;" eine Behauptung, welche soviel als sagen wollte, er sei schon bekehrt gewesen, ehe er Hebich zu Gesicht bekommen habe!

Auch Bangalur wurde nun besucht (24. Mai—11. Juni), der große Sammelort aller möglichen Geister, wo manche von Hebichs Kindern wohnten, auch nachdem das 94. Regiment aufgelöst war. Von letzterem noch ein Wort. Der Leiter in demselben hatte dem Freundeskreise einige Noth bereitet, indem er etliche von Hebichs Lieblingslehren und Gebetsformen in allzueckiger Form vertreten zu müssen glaubte. Wer immer zu Almighty God betete, und nie zu dem HErrn Jesus, war ihm schon verdächtig als ein halber Socinianer; und in dem ersten Artikel des anglikanischen Glaubens schien die Fassung von Gottes geistigem Wesen, daß er „ohne Körper,

Theile und Leidenschaften", gegen den buchstäblichen Sinn vieler Schriftausdrücke zu verstoßen, namentlich dem Zorn Gottes nicht gerecht zu werden; dazu kamen dann die Fragen sowohl nach dem Fortbestehen des Gesetzes (die Hebichiten wurden Antinomisten geheißen), als nach den Grenzen des Erlaubten. Beim Abendgebet, schrieb Bennie, konnte man öfters einen deutlichen Geruch von Arrack unterscheiden; als ein frommer Husar darüber gefragt wurde, gestand er, daß er täglich seinen Schluck (dram) trinke. Das sollte er jetzt aufgeben, klagte aber laut, es sei hier keine charity (Liebe), „erhob sich für die Gerechtigkeit von Lord dram" und fand einflußreiche Verbündete. Durch diesen Zwist war viel Staub aufgeworfen worden; ihn zu schlichten, hatte sich der durchreisende Miss. Wardlaw auf Hebichs Bitte redlich abgemüht und die Gemüther besänftigt; doch war manche Verstimmung zurückgeblieben, und — wie der Leiter sich ausdrückte — „Hochzeitessen, Picnics und das Herumlaufen von Kapelle zu Kapelle hatten die Seelen kalt gemacht und vielen Sünden Raum gegeben, ehe das Regiment sich auflöste." Nun voluntirten nämlich die Brüder in verschiedene andere Corps; die Geschwächten, wie der herzkranke Leiter selbst marschirten Madras zu, um in Europa Genesung zu suchen. Ernstlich beteten sie auf dem Marsch (März) für ihren wackern Oberst S., der sie so treu ermahnte, nicht blos schädliche Genüsse zu meiden, sondern auch „sich des verfluchten Saufens zu enthalten, das ihre Seelen verderbe; denn kein Trunkenbold habe Theil am Reich Christi." Dann giengs aufs Schiff, nicht ohne daß auch unterwegs noch aus Ersten Letzte, aus Letzten Erste wurden. Wie drängen sich oft die Todesfälle auf solchen Invalidenschiffen, da doch manche noch beten lernen und dem einfachen Zeugen danken, den sie erst verspottet hatten! —

Hebich machte in Bangalur seine Runde so ziemlich wie auf den blauen Bergen, nach Seelen zu fahnden, die gute Aussicht gaben, wie nach dem gleichgiltigen und abgewendeten. Jetzt ist er bei einem 78jährigen blinden General, der meint, diese Sorte von Geschäft (die Bekehrung) noch etwas verschieben zu sollen; jetzt bei lebelustigem jungem Volk, deren Herz „voll vom Pfau" ist; jetzt bei einem tauben Lieutenant, der ihn von einem Zimmer ins andere nimmt und die Thüren schließt, daß kein Nachbar das laute Zeugniß vernehme; jetzt bei einem umgetriebenen Offizier, der auf der Krankenliste steht, und darum absolut Hunger leiden will, indem

ihn das Wort verfolgt: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wieder finden wir ihn bei den pensionirten Soldaten in Muttutscheri, deren Weiber und Kinder von frommen Offizierswittwen treulich besorgt wurden; dann bei den eingebornen Gemeinden der Mission, die theils eine Freude an ihm haben, theils seine derbe Sprache (besonders über das Trinken) ihm übel nehmen; aber auch in Schulen oder in einem Kreise von Kindern, von denen er ein paar Karten- und Brettspiele ausgehändigt bekommt. Dazu predigt er alle Abend in der Missionskapelle der Londoner. Ein Frühstück aber, bei welchem allerhand Missionare und andere unabhängig denkende Christen zusammenkamen, machte ihm etwas heiß; auf gar viele Fragen, z. B. über apokalyptische Deutungen, konnte er doch keine befriedigende Antwort geben: warum also keine andere Ansicht als die eigene aufkommen lassen? warum so viel vom Teufel reden? warum sagen, er sei im Himmel, in der Luft? und warum soll denn Gott eine Form zugeschrieben werden?

Die Persönlichkeit Gottes war ein Lieblingsthema Hebichs; Gottes Mund, Auge, Hand, Nase, Fuß, bowels ꝛc. betonte er ungemein stark, und die Londoner mit ihrem Schlagwort „figurative Redeweise" schienen ihm nur die Schrift zu entleeren und der luftigen Philosophie zuzusteuern. Da Gott den Menschen in seinem Bilde schuf, müsse auch der menschlichen Gestalt in Gott etwas Vergleichbares entsprechen; wer Geist für gleich bedeutend halte mit Abwesenheit aller Form, mache aus Gott eine Abstraction. Kein Wunder, wenn Hebich's eingeborne Kinder ordentlich schauderten, als sie in indischen Bearbeitungen des Herzbüchleins statt der katholischen Darstellung der Dreieinigkeit, in der Form von drei sehr menschlichen Personen, nur eine ehrerbietige Andeutung dieses Geheimnisses fanden; ihnen schien damit Gott in „Rauch" aufgelöst: an den für Anhänger des Trimurti, wie für Muselmanen so nahe liegenden Anstoß dachten sie kaum. Wenn dann Hebich den Abglanz des unsichtbaren Gottes, den Sohn, schilderte und ihn überall im Alten Testament fand, als die Erscheinung und das Wort des im Dunkeln wohnenden, ja als Jehova, so verwickelte er sich leicht in Widersprüche, während er meinte, einfach dem Buchstaben treu zu bleiben. Auch das Anstreifen seiner Ausdrucksweise an die swedenborgische und mormonische Lehre von Gott konnte ihn, wenn es ihm vorgestellt wurde, wohl unangenehm überraschen; aber — war nicht gerade-

das immer des Teufels Kunst, Irrlehren durch irgend ein Wahrheitselement herauszuputzen? Doch genug von dieser Eigenheit des guten Mannes!

Im Wesentlichen that er dennoch auch in Bangalur den Gläubigen manchen dankenswerthen und dankbar anerkannten Dienst. Mit allem Ernst suchte er sie einander näher zu bringen und statt des vielen Redens und Streitens über Ansichten zum gemeinschaftlichen Gebet anzuspornen. „So viele wollen hier selig werden, hassen aber die Sünde nicht, daher gehts denn nicht sehr tief. Mancher mag sein Christenthum nicht offen bekennen, weil er fürchtet, er könne wieder fallen und scheine dann ein Heuchler. Ich redete ihnen sehr zu, sich doch von der Welt mehr zu trennen; sie meinten es schon gehörig gethan zu haben; was denn noch fehle? Ich erwähnte ihr bandgoing, was einen ganzen Sturm heraufbeschwor. Zur Abendstunde spielen nämlich die Regimentsmusiken auf den großen Plätzen, da alles hingeht, sich zu sehen und sehen zu lassen. Ich zeigte ihnen, wie viel sie von ihrem ersten Eifer verloren haben, weil sie sich so mit der Welt vermischen; die Alten geben den Jungen kein rechtes Beispiel der Entschiedenheit. Pilatus war freilich ein viel zu großer gentleman, als daß er um die Rettung seiner Seele angefochten gewesen oder den Hohenpriestern entgegen getreten wäre; Johannes viel zu rauh, daß er das Verhältniß zur Herodias so blutt tadeln konnte ꝛc. ꝛc. Einige nahmens doch an; sie beschlossen, in der Sakristei der Missionskapelle jeden Abend zusammen zu beten, und wählten Oberst C. zu ihrem Aeltesten. Täglich trieb ich daran, doch mehr Gemeinschaft zu pflegen mit dem Vater und dem Sohn, und einander aufzubauen, zu stärken und zusammenzuhalten, getrennt von der Welt und ihrer fatalen charity. Die Missionare und die übrigen Freunde wollten mich wo möglich über den Monsun da behalten. Ich arbeitete jeden Tag von Morgens 6 Uhr bis Nachts 11 Uhr, und überall that der Herr die Thür vor mir auf, so daß ich meine Abfahrt wiederholt zu verschieben mich berechtigt sah. Das geistige Leben war doch gerade sehr geschwunden und die Mehrzahl froh, aufgerüttelt zu werden. Nach dem Abendgottesdienst kamen gewöhnlich 20—30, zuletzt 38 Personen (8 – 11 Uhr) zum Thee zusammen, denen dann noch eine Extrapredigt gegeben wurde.“ Zum Schluß wurde er ordentlich bestürmt, wenigstens alljährlich seinen Besuch zu wiederholen.

Niemand ergötzte sich mehr an solcher Reisepredigt Hebich's als sein alter Freund Mögling, der seit 15 Monaten im Berglande der Kurgs eine neue Arbeit angetreten hatte und nun von allerlei Bekannten vernahm, wie gesegnet sich dieses Wirken an andern und an ihnen selbst erweise. Derselbe schrieb ihm (10. Juni): „Es freut mich herzlich, daß du so schön den Weg gefunden hast, deine Gaben in Anwendung zu bringen. Vor Alters schon dachte ich, so ungefähr solltest du arbeiten können; nicht gebunden an eine Station, oder doch je und je mit einer langen Vakanz gesegnet, in weitem Umkreis unter Engländern, wie auch unter Heiden das Evangelium zu verkündigen. Das ist eine Arbeit, zu welcher dich Gott offenbar besonders ausgerüstet hat. Hoffentlich hütest du dich, Kirchen machen zu wollen; das ist unter deiner Evangelistenwürde. Wenn Seelen zum Leben kommen durch deine Predigt, wird der Herr schon weiter für sie sorgen, ohne daß du Kirchenleiter bist. Ich glaube nicht, daß du diese Gabe hast; es ist auch nicht nöthig, jeder soll seine Gabe brauchen. So hat der Herr am meisten Ehre und wird von den Knechten am wenigsten gehindert. Ich freue mich von Herzen über den Segen, den du hast, und wünsche dir mehr; darf ja hoffen, dir bald mein kleines Missionsanfänglein zu zeigen."

Ins Kurgland gieng es nun über Humsur, wo sich gleichfalls Arbeit fand. „Nachdem ich Searle auf die rocks gesendet, waren wir endlich noch in Almanda mit dem l. Mögling zusammen, wo ich die erste Predigt in seinem eben vollendeten Kirchlein halten mußte (22. Juni). Wir freuten uns recht herzlich zusammen." Und nun eilte er nach Kannanur zurück, welches indessen auch einen neuen Segen empfangen hatte.

Wohl das bedeutendste Ereigniß dieses Jahres war die Bekehrung des Munschi Mulile Ramotti. Derselbe war schon 1837, also vor der Ankunft Hebichs in Kannanur, durch einen Traktat mit den 10 Geboten bekannt worden, die den Knaben so begeisterten, daß er gewiß hoffte, einst noch Christ zu werden. Später trat er in Hebichs Schule ein und lernte gründlich die christliche wie die heidnische Malayalam-Literatur, so daß er erst bei Diez, dann bei Stocking als Sprachlehrer gute Dienste leisten konnte. Der Letztere namentlich gieng ihm mit soldatischer Derbheit stark zu Leibe, während er zugleich ihm viel Liebe erzeigte. Um den Anfang des Jahrs 1854 beschloß Ramotti, wirklich Christ zu werden, und schaffte allmählich

seine Bücher ins Missionshaus. Aber die Liebe zu seiner Gattin, die aus einem sehr angesehenen Hause stammend, sich unvermögend erklärte, ihn zu begleiten, und ihm eben das zweite Kind gebar, hielt ihn immer wieder zurück. Am 8. April betete er mit Diez und versprach auf Gründonnerstag sich einzustellen. Umsonst: so oft er auf den Abzug sann, brach ihm das Herz, bis er endlich sich beschied, auf Hebichs Rückkehr warten zu wollen, um bei dem Sturm, der sich erheben werde, eines starken Rückhaltes gewiß zu sein.

Doch eines Tags (13. Juni) wirds ihm gewiß, daß er Gewalt anwenden muß, um loszukommen; er küßt seine beiden Kinder unter Thränen, küßt die Gattin und heißt sie zum Vater zurückkehren, er müsse seine Seele retten. Und dann eilte er ohne sich umzuschauen ins Missionshaus, spricht und betet mit Diez, läßt sich die Haarlocke abschneiden und bringt da im Gebet die erste Nacht zu. Am folgenden Morgen kommt sein älterer Bruder, das Haupt der Familie, sucht ihm vergebens zu befehlen und verflucht ihn mit den Worten: „In den Tagen des Madai Curumban (S. 17) ist es doch noch ehrenhaft zugegangen mit dem Christ werden, kein Zopfabschneiden, kein Bruch mit der Kastengemeinschaft, und zum Schluß eine Sipahisalve und eine Granitsäule aufs Grab. Gott segne dir dieses Treiben der Padres mit Verwesung bei lebendigem Leibe und mit dem Glanz einer Hundsleiche!“

Anders die Hunderte von Tijern, die nun ins Missionshaus strömten, den Abgefallenen zu sehen. Verwundert und traurig blicken sie den Mann an, der als die Zier ihrer Kaste gelten konnte; demüthig, kindlich und gewandt antwortet er ihnen auf die vielen, oft verfänglichen Fragen und wird lautlos angehört. Manche geben zu verstehen, wie froh sie wären, wenn auch bei ihnen die Bande des alten Brauchs zerreißen wollten. Schon zeigt sich deutlich, daß man an ihm einen kräftigen Herold des Heils in Christo habe. Einer seiner Neffen, ein junger Maurer, entschloß sich (25. Juni) zu bleiben und auch Christ zu werden.

Dann handelte es sich um eine ältliche Tante, die ihrem Ramotti durchaus folgen wollte, aber nicht durchsah, wie sie, die beleibte ängstliche Frau, sich sollte fortschleichen und den weiten Weg ins Missionshaus unangefochten zurücklegen können. Nachdem durch geheime Botschaft Alles in Richtigkeit gebracht war, fuhr Hebich, nun neu eingelebt in das Räderwerk der Station, zur bestimmten Stunde

am Eck des Tijerhauses vorbei, von dessen hohem Wall die Frau herabschlüpfte, und glücklich in den Wagen einstieg, der sie, mit verhülltem Gesichte, mehr todt als lebendig, ins Missionshaus brachte (10. Juli). Sie ist dort eine gute Mutter der jüngeren Christenweiber geworden.

Hebich unternahm nun selbst den Unterricht der Taufkandidaten und durfte am 6. August die Genannten, Abraham, Isaak und Elisabeth, mit noch 25 weiteren Seelen taufen. Es war ein überaus erfrischender Segenstag, auf den aber gleich „wie ein Donnerwetter" eine schwere Choleraheimsuchung folgte, die z. B. an Einem Tag (17. August) drei Todesfälle herbeiführte und auch (31. August) den Erstling der Tijer, den treuen Juda, wegraffte. Diez und Schwester Gundert, die noch mit vielen andern gleichfalls erkrankten, genasen. „Dies sind schreckliche Zeiten. Doch der Herr ist Gott; vor ihm schweige alles Fleisch!" Viele wurden damals „empfänglich", die später wieder „eingeschlafen" sind.

„Mulil Abraham wird jetzt von Gundert weiter zum Katechistenamt unterrichtet, und wird mit Gottes Gnade unter seinen Landsleuten fruchtbar wirken." Es war eine selige Zeit, da dieser 35jährige Mann nun seine Zeit theilte zwischen dem Forschen im Wort, mit welchem er schon lange vertraut war wie wenige Christen, und zwischen der Verkündigung desselben an Nahe und Ferne. Einen so männlichen, in alle Sättel gerechten Malayalam-Prediger hatte die Station bisher nicht gehabt. Zwar mangelte ihm die Kenntniß des Englischen, aber seine ganze Geistesanlage erwies sich als europäischer, vorurtheilsfreier, umsichtiger und energischer zugleich, denn die der bestgeschulten Jünglinge, wenn sie auch im Bacon und Shakespeare wohlbewandert sind. —

„Auch das Schmerzenskind Andscharakandi fängt aufs neue an sich zu ermannen; es ist jetzt wirklich wieder besser als seit zwei Jahren, und beim letzten heil. Abendmahl (14. August) war Alles schön und erfreulich."

Eine besondere Freude aber bereitete Hebich sein Kinderhäuflein im fernen Aden. (S. 20) Die glaubigen Soldaten daselbst hatten von Bangalur gehört, wie dort ein ungewöhnlicher Mann täglich gepredigt und Geistliche wie Laien gleich scharf mitgenommen, Vielen aber sehr wohlgethan habe, ein gewisser Samuel, wie heißt er nur? Sie wußten den Namen leicht zu ergänzen. Gerade nun an jenem

13. Juni, da Abraham heraustrat, starb dort ein 73jähriger Greis, der früher das Evangelium gehört und bewundert hatte, aber von seiner Gattin zurückgehalten war, bis er nach ihrem Tode selbst erkrankt, im Spital durch die Offiziere des Regiments gewonnen wurde. Das Todtenbett dieses Tschetti Fakira — nach der Taufe hieß er Philipp, war so voll Friedens und unaussprechlicher Freude, daß auch die Verwandten, die umstehenden Sipahis und die Knechte angelegentlich nach Jesu fragten, ihrer zwei sich gleich des Zopfes entledigten und täglich mit Gompertz lasen und beteten. Die englischen Brüder bekamen vollauf zu thun, um den Nachfragen der englischen und indischen Soldaten, der Trommler und Schreiber zu genügen, die Kranken im Spital und die Gefangenen zu besuchen. Ein durchreisender Missionar Candy taufte im November einen Sipahi, der unter all seinen Anfechtungen im Glauben gewachsen war, während andre schon wieder matter und gleichgiltiger wurden Wie dankbar schrieb doch Gompertz: „Da sehen Sie die Früchte Ihrer Arbeit, der Herr gab es Ihnen ins Herz, mich zu suchen; jetzt aber gibt er mir die Gnade, mit schwarzen Heiden von Ihm zu reden. Ich fühle mich oft sehr schwach und müde vom Gehen in der Sonne; aber Er wirds hinausführen um Seines Namens willen!“ —

Aehnliche Nachrichten liefen von Irodu (french rocks) ein. Zu gleicher Zeit, wie in Kannanur war auch dort die Cholera eingekehrt und hatte schrecklich gehaust, bis alle Bretter zu Särgen verbraucht waren und man die Leichen in Matten beerdigte. Aber ein großer Friede offenbarte sich an den Sterbebetten, und ein junger Offizier M. entschied sich frisch für den Herrn Jesum und redete von ihm mit großer Kraft. Mögling kam gerade dazu, wie man einen Trommler begrub, der 60 Jahre lang wie ein Heide gelebt und es im Trinken allen zuvorgethan hatte. Seit sechs Monaten war eine Umwandlung mit ihm vorgegangen, die jedermann in Erstaunen setzte; nicht nur lebte er unsträflich, sondern zeugte von der Sünderliebe des Heilands und durfte voll Freude und Danks heimgehen.

Auch in Palghat fand Hebich, als er wieder nachschaute (20. Sept. bis 1. Nov.), alles in gutem Stand. Die Brüder in Malapuram, die er auf dem Hin- und Herwege besuchte, mehrten sich und hatten in den zehn Monaten ihres dortigen Aufenthalts keinerlei Mißklang unter sich aufkommen lassen. Ihnen war gerade damals der Armeebefehl über Knebel- und Backenbart zugekommen, so waren nun alle be-

müht, die neue Gesichtszierde zu kultiviren. Lachend schrieb dies ein Soldat mit der Bemerkung: „Sie werden uns kaum mehr kennen; möchten wir doch auch dem Bilde Christi immer ähnlicher werden!“ — In Palghat fuhr Obrien fort, mit aller Treue die Reisepredigt zu betreiben, zu welcher ihn Hebich auf alle Märkte begleitete; er bekam auch den Eindruck: „jenen Menon (S. 271) kriegen wir am Ende doch noch,“ allein der wirkliche Zuwachs beschränkte sich noch immer auf die unansäßige Bevölkerung. Unter den Engländern hat er „durch großen Kampf hindurch“ einen solchen Eingang gewonnen, daß ihrer 28 (mit 17 Schwarzen) sich zum Abendmahle um ihn sammelten, und eine Zeitlang von nichts als dem Weg des Seligwerdens die Rede war. „Hauptmann Hn. arbeitet ganz im Geiste eines Missionars, auch unter den Schwarzen, mit denen er in vielfache Berührung kommt.“ Auch hier zeigte (im Nov.) ein Todtenbett die Wirkung, die von solchen Kindern Hebichs ausgieng. Der Sergeantmajor des Regiments galt lange für den verhärtetsten Haudegen, so daß selbst Hn. sich gestand, diesen fürchte er, und Obrien dachte, der würde wohl der letzte sein, der je zum Glauben käme. Allein der alte Sünder nimmt Hns. Wort an und bewegts im Herzen; vier Wochen darauf stirbt er fröhlich mit dem Rufe: all is well (alles ist wohl).

Ein gewisser Stillstand im numerischen Zuwachs der eigentlichen Kannanur-Gemeinde ist also — etwa seit dem Jahre 1853 — wohl zuzugeben, aber er wird aufgewogen durch manchfaltige Wirkungen des Geistes in ihr selbst und in den von ihr stammenden Setzlingen. Kräftiger als um jene Zeit war Hebich kaum je in seinem Leben; es fehlte aber nicht an allerlei Demüthigungen, für die er selbst als wohlangebrachte Erziehungsmittel Gott preisen lernte.

Missions-Zeitung.

Die deutsche Kols-Mission, welche im Jahr 1868 durch die bekannte Spaltung schwer geprüft wurde, hat, wie ihr neuester Bericht zeigt, sich durch ein kampfvolles Jahr mit Ehren durchgeschlagen. Von den sechs älteren Arbeitern, die sich dem ritualistischen Bischof von Calcutta angeschlossen hatten, um in Verbin-

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

19. Stillstand? Der erste Brand.

Während unter den Engländern die Arbeit Hebichs einen so segensreichen Erfolg hatte, wie kaum je zuvor, müssen wir uns doch fragen, ob darüber die wichtigere Seite seines Berufs, die Erbauung und Ausbreitung der eingebornen Kirche, nicht etwas gelitten habe. Ist es schon überhaupt unmöglich, zwei so verschiedene Geschäftszweige mit gleichem Eifer zu betreiben, so kommt hiebei noch ein Doppeltes in Betracht: einmal die Eigenart unseres Missionars, Alles was er unternahm, mit ungetheilten Kräften bis zu einem vorläufigen Abschluß durchzuführen, und, wenigstens wenn er zu Hause ist, Alles womöglich selbst zu thun; sodann die passive, zuwartende Gemüthsverfassung des verschlossenen, träumenden Hindu, den man immer aufsuchen, dem man geduldig nachgehen muß, in den man kaum je anders als durch mancherlei Vorhöfe eindringen kann, — gegenüber der offenen, freien, aufdringlichen Weise des Europäers. Diesem sich zu entziehen, wenn er hereinlief und sagte: „Ich habe etwas auf dem Herzen, Sie müssen mir rathen," war für Hebich geradezu unmöglich, außer es wäre zur anderen Thüre ein Schwarzer hereingetreten und hätte gefragt: Was muß ich thun, um selig zu werden? In diesem Falle hätte er ohne Anstand dem Weißen gesagt: Warte bis ich mit diesem fertig bin, er brauchts nöthiger und ich bin für ihn gesandt; und es kamen solche Fälle vor, aber natürlich nur ausnahmsweise. Im Ganzen steht doch fest, daß neben all dem Erwecklichen und Anregenden, welches der Zuwachs an bußfertigen und wahrhaft glaubigen Europäern auch für die eingeborene Gemeinde hatte, ihre Förderung und Hebung nicht gleichen Schritt hielt mit dem, was unter den Weißen geschah, vielmehr gerade jetzt bei ihr ein Stillstand sich bemerklich machte.

Auf dem Jahresfest, das am 5. Juli 1854 in Basel gefeiert